

Nr. 255. Bromberg, den 5. November 1930.

Petra.

Die Geschichte eines jungen Mädchens.

Von Barbra Ring.

(1. Fortsetzung. ——— (Nachdruck verboten.)

Er streckte eine bleiche, knochige Hand aus und streichelte Petras Backe — die war jetzt ganz heraufgekommen und saß quer über Ulf und Finn, wobei sie zwei klumpige Jungenszugstiefel seitwärts aus dem Wagen herausstreckte. Petra lachte halb glücklich, halb verlegen. Es war so selten, daß des Pfarrers Hände und Worte am Ziel ankamen, so oft auch seine Augen sagten, daß sie unterwegs seien. Er hatte eine Scheu vor Liebkosungen. Eine kleine, feste schwarzbraune Hand kam zum Vorschein und strich schnell über den Rücken der weißen.

„Wie geht's dir, Vater? Hat's dir Spaß gemacht, auszufahren? Und denk' mal, der Wind hat sich fast ganz gelegt — pfui, du ekliger Bengel."

Die warme, zärtliche Stimme flog momentan in Wut hoch. Denn Ulf hatte seine Knie auseinandergezogen und da saß Petra auf dem Boden des Wagens, zusammengeklappt wie ein Taschenmesser, Kopf und Beine in der Luft.

„Aber Kinder", verwies der Pfarrer. „Petra ist doch bald eine junge Dame."

„Junge Dame, die?" sagte Finn in dem beleidigendsten Bruderton, dessen er fähig war.

Finn war in allen Stücken Ulfs Sekundant. Aber er kroch zusammen und wurde ganz klein und flach, als Bruder Hermann, diese großartige und seltsame Persönlichkeit, die eine Studentenmütze und eigenes Geld besaß, welches zu bekommen war, wenn man eifrig Geschichte gelernt hatte, und der schon Lehrer von Jungens war, so groß wie Finn selbst, sehr ernsthaft sagte:

„Wenn wir eine einzige Schwester haben, müssen wir lieb zu ihr sein, so lange es uns vergönnt ist, zusammen zu sein."

Der Pfarrer nickte. Die zwei andern machten verlegene Gesichter und Petra steckte das Näschen in die Luft.

Sie gingen zum Abendessen. Der Pastor sprach das Tischgebet, und der Brei wurde schweigend verzehrt. „Wir bei uns im Pfarrhause fangen immer erst an zu schwatzen, wenn das Gröbste erledigt ist; wir sind nämlich immer so mordshungrig", pflegte Petra ihr tägliches Leben zu beschreiben.

Der Pfarrer ging nach dem Abendessen immer gleich auf sein Zimmer. Seit er das Augenleiden hatte, konnte er ja nicht mehr lesen, und müßig sitzen war so schwer.

„Soll ich dir was vorlesen, Vater?" fragte Petra. „Ich habe mir von Doktors ein Buch gepumpt. Rasend interessant. Stoppenvoll von Morden."

„Meine kleine Feldmaus ist sich selber immer gleich, wie groß und erwachsen sie auch wird", lächelte der Pfarrer. „Weißt du, ich glaube beinahe, ich ziehe mein gutes, ruhiges Bett vor — trotz der Morde."

„Kriege ich es?" „Nein ich!" schrien Ulf und Finn durcheinander.

„Es ist — nichts für Kinder", antwortete Fräulein Petra mit Hoheit. „Übrigens will ich's selber lesen, wenn ich meine Korrespondenz erledigt habe. Nacht, Jungs."

„Wieder mal an die Stadtmaus schreiben? Ah — Mächens", sagte Finn verächtlich.

„Etsch — zufälligerweise nicht", machte ihm Petra nach. Dann reckte sie sich und dehnte sich und war der Meinung, daß sie stolz und würdig die inferiore Gesellschaft auf der Veranda verließe.

Aber nach einem Weilchen ging das Fenster über der Veranda auf und bump — bump — bump polterte ein unreifer Gravensteiner nach dem andern auf die Verandatreppe.

„Wohl bekomm's", sang's von oben, und das Fenster flog schmetternd wieder zu.

„Ei, danke. Unsere Feldmaus ist 'n Staatskerl", sagte Ulf anerkennend. Der Weg zu seinem Herzen ging offenbar durch den Magen.

Oben saß Petra an ihrem kleinen, ungemalten Tischchen, das von all der Sonne schon goldgelb gedörrt war, vor sich einen Zeitungsausschnitt, ein geschriebenes Stellengesuch und eine Menge reiner Papierbogen. Sie saß im Nachthemd, die nackten Beine um die Tischbeine gewickelt und wippte den Federhalter zwischen den Zähnen.

„Junge, gebildete Dame aus gutem Hause", las Petra zum zehnten Male, „munteren Gemütes und wohlbekannt in allen häuslichen Beschäftigungen, erhält leichte und angenehme Stelle in gutem Hause. Lohn nach Qualifikation. Billett Nr. 286 an die Expedition."

„Was man nur eigentlich unter gutem Hause versteht?" Und Petra ließ ihre Augen an der alten, grauweißen Tapete mit den gelben Rändern, wo es im Herbst durchgeregnet hatte, auf und ab wandern. Und zu dem schmalen birkenen Bett, das Mutters Kinderbett gewesen war. Und zu dem Waschtisch, der seine Entstehung einer leeren Apfelsinenkiste, einer Schirtinggardine und Marens Tapeziererkunst verdankte.

Ganz unwillkürlich nahm Petra den Federhalter aus dem Mund und machte sich daran, die Frage als Aufsatzthema zu formen, als einen ihrer Schulaufsätze, die ihren Lehrern so arges Kopfzerbrechen verursachten, ihrer, milde gesagt, etwas eigentümlichen Form und ihres höchst persönlichen Inhalts wegen.

Ein gutes Haus ist, wenn man sein ganzes Leben lang drin gewohnt hat. Ein gutes Haus ist besonders, wenn man davon weg muß —

Die Feder blieb stehen.

Petra blickte in den Garten hinaus mit den alten Obstbäumen, an denen sie jeden Zweig und jeden Knubbel kannte. Sie hätte im Pechfinstern hinaufklettern können. Sie sah die Nacht wie einen weichen grauen Schleier kommen und alle Laute dämpfen. Und darin stand der Mond rund und rotgelb wie eine riesige Blutapfelsine. Er

stand über dem Tannenwald, der hinter dem Birkenwäldchen dunkelte.

Und plötzlich fiel es Petra schwer aufs Herz, daß sie alles das nie wiedersehen sollte. Nie in ihrem Leben. Wenn sie wieder heimkam, dann wohnten sie in dem kleinen weißen Häuschen oben am Fluß, und hier wohnten vielleicht — ach nein, sicher — neue Menschen. Da oben sollte sie herumgehen und hier hinuntergucken, aber nicht mehr hierhergehören. Die Sonne sollte aufgehen und der Mond unter, aber anderswo als sie gewohnt war. Alles, alles anders als jetzt.

Lange saß sie da und sah hinaus — der Mond war schon weitergerückt.

„Die Menschen sollten keine Beine haben. Dann müßten sie bleiben, wo sie sind", seufzte sie.

Aber sintemalen es Petras Gewohnheit war, immer das Tröstliche herauszusuchen, so fügte sie mit einem Lächeln hinzu:

„Na, der Mond ist doch wenigastens überall derselbe."

Und mit erneutem Eifer wurde ein Gesuch auf das Papier gemalt.

*

Die Hitze lag schwül und qualmig in den Straßen, so dick, daß man sie schneiden konnte. Aus den Mauern der Häuser schlug sie heraus, vom Straßenpflaster stieg sie empor und blieb schwer unter dem Grün des Schloßparks hängen. Leute, die draußen was zu tun hatten, schlichen sich am liebsten die Hinterstraßen entlang, um das bißchen Schatten zu erwischen; selbst die tadellosesten Herren gingen in Hemdsärmeln und gebrauchten den Strohhut als Fächer, während sie mit der andern Hand das Taschentuch in Bereitschaft hielten, um den glänzenden Belag von den aufgedunsenen roten Gesichtern abzuwischen.

Aus dem Park kam ein junger Mann quer über die Straße und verschwand in dem Garten eines der kleineren Häuser in der Parkstraße, die mit geschlossenen Augen dastanden und schliefen. In der obersten Etage waren alle Fenster gekalkt, in der unteren waren die grünen Laden vor.

Er war schwarzäugig und schwarzhaarig und so voller Spannkraft, daß es aussah, als hätte er viel zu viel Kraft, um bloß hier so in weißen Flanellhosen und lila Hemd umherzuschlendern und mit dem dünnen Spazierstöckchen zu wippen.

Er hatte ein Paket unterm Arm, schien also ein wichtiges Gewerbe zu haben.

Er klingelte an der Parterretür. Drinnen kamen Schritte — ein kurzer, ein langer — kurz, lang — kurz, lang.

„Tag, Hovelsen, geht's?"

„Ach du meine Güte, is man ein Glück, daß der Herr Kandidat kommen. Da drin hat's mal wieder geschnappt mit der Geduld. Die Frau Amtmann stöhnt über die Hitze und der Herr Amtmann friert, na und so weiter", antwortete eine verdrießliche Stimme. Und die Hovelsen stieg auf ihrem langen Bein und plumpste auf ihr kurzes herab, so daß Hüften und Schultern sich verrenkten und der aufgetürmte falsche Zopf oben auf dem Gipfel tanzte.

„Is also mal wieder miesig, Hovelsen?"

Er stand vorm Spiegel, strich die schwarze Tolle zur Seite und rückte den Schlips zurecht. Die Stimme war voll Humor und Schelmerei, und in den Augenwinkeln der raschen schwarzen Augen saß der Schalk.

„Hab' ich das gesagt?" brummte Hovelsen. „Der Herr Kandidat sollten mal in meiner Haut stecken —"

„Dann machte ich's todsicher wie Sie, Hovelsen", lachte er. „Da ich aber nicht Fräulein Hovelsen bin, sondern der Kandidat beider Rechte Wilhelm Weyer, würde das Kündigen nischt nützen; ich muß an meine Frau und die unmündigen Kinder denken, meine gute Hovelsen."

Das lange, gelbe Gesicht der Hovelsen bekam denselben Ausdruck, wie wenn der Amtmann ihr mit einem lateinischen Sprichwort antwortete.

„Na ja, haben tu ich sie ja noch nicht, Hovelsen. Machen Sie man kein so'n verdutztes Gesicht. Aber kriegen tu ich sie schon, wenn alles gut geht und ich lange genug lebe."

„Ja, der Herr Kandidat werden ja erben", fing die Hovelsen an.

„Pfui, pfui, Hovelsen, nicht so garstige Reden. „Bekommen" finde ich viel hübscher. Aber da, gucken Sie mal, da hab' ich was, womit ich die Tante belustigen kann. Gesuche, Hovelsen!" Er klatschte auf das Paket. „Sie haben gar keine Ahnung, was für eine begehrenswerte Stelle Sie verlassen, Mamsell Hovelsen. „Leichte und angenehme Stelle", fein, was? Ja, Sie haben's ja selbst gedruckt gelesen."

„Leicht und angenehm. Kuchen, sag' ich", brummte die Hovelsen, als in demselben Moment die Türspalte aufging. Eine spitze Stimme stach durch die Ritze.

„Bist du's, Wilhelm? Großer Gott, was bleibst du denn da draußen und schwatzt eine halbe Stunde mit der Hovelsen! Der Schlips. Natürlich. Du Affe."

„Ich komme, ich komme, Tante. Mit hundert kleinen Mädchenhoffnungen im Arm."

Und Wilhelm Weyer machte die Türritze so weit auf, daß es ihm möglich war, hindurchzuschlüpfen.

Drinnen war's halbdunkel und grün und einigermaßen kühl, wie unter großen Bäumen. Die Läden waren ganz heruntergelassen. Zu beiden Seiten der Gartentür standen Palmen. Die Möbel waren hochlehnig und altmodisch, aus Mahagoni mit grünen Polstern. Im innersten Winkel der Stube saß in einem alten Schaukelstuhl ein alter, magerer Herr, ganz in Kissen gepackt. Auf den eingefallenen Schläfen hatte er ein schwarzes Seidenkäppchen, der Bart war weiß, die Augen verblichen und müde.

Er wiegte den Stuhl hin und her mit Hilfe eines Spazierstockes, den er gegen die Wand stieß — knirk — knark.

Vorn im Zimmer stand ein dünnes schwarzes Dämchen mit kleinen, verwischten Zügen. Das Haar hatte die verwelkte Farbe mitten zwischen rot und grau und lag in zwei spiegelglatten Zungen bis zu den hellen kurzsichtigen, brauenlosen Augen herab.

„Uff, Wilhelm, daß du dir das abscheuliche Schwatzen draußen im Flur mit der Hovelsen nicht abgewöhnen kannst. Das schickt sich doch nicht einem Dienstboten gegenüber — und außerdem kann Tuesen den Zug nicht vertragen."

„Hättest du die Tür nicht aufgemacht, ehe ich reinkam, hätte es nicht gezogen, Tante Letta. Und dann mußt du bedenken, ich bin Hovelsens einziger Anbeter und ihr Fenster hinaus in das, was wir in unserem Liliputländchen anmaßenderweise die Welt nennen."

„Ist dir das Land nun auch schon nicht mehr gut genug?" mäkelte Tante Letta gekränkt. „Na, wo hast du die Gesuche?"

Wilhelm schwenkte das Paket, war aber bereits hinten in der Ecke und drückte eine dünne, knochige Hand an einer elfenbeinernen Stockkrücke. Die ließ Onkel Tuesen nie fahren, nicht mal beim Schlafen. Der Stock war seine Verteidigung und seine Verbindung mit der Welt. Mit dem konnte er den elektrischen Knopf treffen und nach der Hovelsen klingeln, wenn er aufstehen oder weggerückt werden wollte. Mit dem humpelte er nach den Zeitungen und dem Schemel. Durch den machte sein Ärger, daß er hier krank und gefesselt saß, sich Luft.

„Guten Tag, Onkel; siehst ja famos aus heute."

Wilhelm Weyers schwarze Augen und weiße Zähne lachten dem Onkel die Lüge keck ins Gesicht.

„Findest du, Junge? Ja, ich fühle mich auch wirklich besser. Männer haben doch wenigstens Augen. Letta sagt natürlich, ich sehe schlecht aus. Frauenzimmer hole der Kuckuck, die sehen nicht weiter als bis zu ihrer eigenen Nase. Na, was Neues? Gehen sie ab oder bleiben sie sitzen?"

„Das Ministerium? Sitzt natürlich. Und da die Storthingsession nun vorbei ist, gleitet's hübsch hinüber."

„Natürlich. Pech am Hosenboden, sagte Kristian der Achte. Na, und um was balgt man sich sonst im lieben Städtchen? Denn gebalgt werden muß. Keiner fühlt sich groß und vornehm genug, andern die Ehre zu geben, die ihnen gebührt, nicht einer, der frank und frei hinzugehen wagt, wo er selber hin will. Was hast du denn da im Arm? Gesuche. Na, setz' dich her und schieß los, Junge. Was zu trinken? Dünner Haferschleim ist vorzüglich in der Hitze; das trinke ich."

Wilhelm Weyer zog einen niedrigen Stuhl neben Onkel Tuesen und wickelte das Paket auf.

Tante Letta schob sich steif zu ihrem Lehnstuhl hin und setzte sich gradrückig, nahm das rosa Strickzeug und machte

sich daran, mit den beiden Hornstricknadeln ihr Haar zu glätten.

„Indem ich mir beiliegend erlaube —" fing Wilhelm an.

Onkel Tuesens Stock fiel kräftig auf den Tisch.

„Ist es nicht des Teufels. Fangen die Frauenzimmer nun auch an, Kanzleistil zu schreiben mit „beigelegt und einliegend" und all solchem Quatsch. Anstatt kurz und bündig zu sagen: hier schicke ich meine Atteste. Na, weiter."

Wilhelm Weyer las sieben Gesuche in einem Atem. Der Amtmann wurde immer aufgeregter und die Frau Amtmännin machte ein leidendes Gesicht.

Wieder fiel der Stock mit einem Knall auf den Tisch.

„Nein, sag' ich, Letta. Ich danke für so 'ne alte Pfefferkuchenmadame, die 'ne halbe Stunde braucht, um sich durchs Zimmer zu bewegen. Leg' sie fort, Wilhelm, alle diese alten hochverdienten Jungfern, die nicht mal soviel Grips gehabt haben, um sich 'ne ehrliche Mannsperson zu kapern. Ich bin doch mit Gottes Hilfe alt und ungefährlich genug geworden, Letta, daß du mir eine gönnen kannst, die etwas jünger und berückender ist als die Hovelsen, was?"

„Tuesen", antwortete Frau Letta scharf und richtete sich noch gerader in die Höhe.

„Weiter im Text, Junge."

Wilhelm nahm das achte Gesuch und überflog es mit den Augen. Dann ließ er es fallen und lachte — lachte — lachte, so daß der Mund sich bis zu dem schwarzen Muttermal auf der braunen Backe hinzog.

„Hier haben wir aber sicher eine nach deinem Gusto, Onkel. Hört:

„Ich möchte die leichte und angenehme Stelle. Ich bin gebildet. Ich habe vieljährige Praxis in häuslichen Beschäftigungen und guten Humor. Ich glaube, ich bin aus guter Familie. Vater ist bloß Pastor, aber Großvater war Oberst. Petra Samsing Felber."

(Fortsetzung folgt.)

Die schuldige Ehre.

Historische Skizze von Th. Vogel-Schweinfurt.

Turenne, Feldherr seiner allerchristlichsten Majestät, grüßte die Wappenfahne des toten Herzogs Bernhard von Weimar. Auf dem Marktplatze von Breisach geschah es am ersten Maisonntag des Jahres 1639, inmitten einer unübersehbaren Menge erregter Menschen, umgeben von den Offizieren seines Gefolges, Auge in Auge mit den sechs Obristen der deutschen Regimenter, die von der Armada Bernhards ihm geblieben waren.

Er tat es finster, verkniffenen Gesichts, nicht in der großmütigen Geste der „Grande Nation", sondern innerlich zerrissen und zornentbrannt. Er mußte sich beugen, er vor den sechs Obristen, die mit gezogenen Degen vor der grünweißen Wappenfahne des Weimarers standen und die erst dann ihre Waffen wieder im Gehänge bargen, da er den Nacken gebeugt und den Hut gezogen hatte.

So aber war diese Demütigung des stolzen Franzosen Tat und Wahrheit geworden:

Fern den grünen Bergen der Heimat war der Herzog just eben zur Erde gebracht gewesen. Die Regimenter, die ihm auf seiner letzten Fahrt das Geleit gegeben hatten, marschierten nach ihren Quartieren zurück. Die deutschen Obristen und Hauptleute standen noch ernst und bedrückt beisammen, um ihre durch des Generalissimus' Tod so seltsam gewordene Lage zu bereden.

Da war einer von den jungen, gebügelten und geputzten Kapitänen des Vicomte Turenne zu ihnen getreten, hatte lässig gegrüßt und mit ein wenig verächtlicher, spöttischer, vielleicht auch ein wenig weinirrer Stimme gesprochen: „Euer Herzog ohne Land — tot. Sein gut so. Nun Krieg führen ohne sein fromme Rede . . ."

Die deutschen Herren schauten betreten und betroffen nach dem Schwätzer. Etlichen von ihnen stieg das Blut ins Gesicht, etliche griffen nach ihren Degen. Ein alter, eisgrauer Obrist — einer der Hutten war es aus dem Fränkischen — wehrte kühl und ernst ab: „Ihr seid voll des Weines . . . Meidet uns . . ."

Ein junger deutscher Leutnant aber, der aus des Herzogs Thüringer Erblanden stammte und als Junker schon mit ihm die wundersame Odyssee durch das große deutsche Schlachtfeld begonnen hatte, schrie zornig darein: „Und haltet Euer Maul von dem Herzog ohne Land . . ."

Der französische Kapitän war zuerst ein wenig erschrocken. Dann lachte er spöttisch auf, und aus der Verachtung des Franzosen über jene verirrten deutschen Regimenter heraus, die da nun heimatlos in Frankreichs Diensten standen, gab er zurück: „Pardon, Monsieur Kamerad . . . Hat Land gehabt, Votre Altesse — aber von Gnaden du roi soleil . . ."

Das war dem Leutnant zuviel. Mit einem heiseren Wutschrei sprang er auf den Franzosen los. „Das zahlt Ihr mir vor meinem Degen, Herr!" brüllte er und griff nach seiner Wehr.

Der Kapitän fuhr zurück. Doch faßte er sich rasch, da er sah, wie die anderen seinen jungen Gegner hielten und zu beruhigen suchten. Er lachte kurz auf, zuckte mit der Schulter und wandte sich von dem Haufen.

Der junge Leutnant begehrte Genugtuung. Und daß es kein jungenhaft törichter Trotz war, aus dem heraus er etwa solches verlangte, erwies sich daran, daß der Obrist seines Regiments sich selber ihm als Ehrenzeuge zur Verfügung stellte.

Der Franzose weigerte die Genugtuung. Sicherlich war es nicht gerade Angst, daß er sich zum Waffenhandel nicht stellen wollte. Aber in der Nüchternheit mochte er zur Einsicht seiner Torheit gekommen sein. Er berief sich auf das Zweikampfverbot des Vicomte.

Der Obrist, der mit ihm sprach, furchte die Stirn. Er schwieg, schaute den anderen gelassen an, zuckte mit der Schulter und ging in sein Quartier zurück.

Anderntags stellte auf offenem Marktplatze der thüringische Leutnant den Franzosen und erstach ihn nach kurzem Kampfe. Er wurde verhaftet. Willig ließ er sich abführen. Er wußte, daß er den Lagerfrieden gebrochen hatte und daß seiner dafür Buße wartete. Er wußte es deswegen so genau, weil sein Obrist am Abend zuvor zu ihm gesagt hatte: „Ihr holt Euch Eure Ehre, Leutnant. Aber Ihr büßt mir auch dafür. Gesetz bleibt Gesetz . . ."

Also hatte der Leutnant seine Rechnung mit dem Himmel gemacht, etliche Briefe nach Hause geschrieben, von seinen Kameraden in einer Stunde der Treue und der Sehnsucht nach Deutschland Abschied genommen. Willig nahm er den Spruch hin, der ihn dem Tode überantwortete, einem ehrlichen Soldatentode durch die Kugel. Er begehrte keine Gnade, von dem Vicomte Turenne nicht und nicht von dem französischen König. Er starb jung, heiter, stolz. Dem harten Recht des Krieges geschah Genüge.

Aber noch an dem gleichen Tage, der sein letzter geworden war, standen die Obristen der sechs deutschen Regimenter vor dem Feldherrn seiner allerchristlichen Majestät. Und der alte Hutten sprach mit brüchiger, aber harter Stimme: „Recht ward dem Unrecht. Aber Sühne noch nicht der Schande. Was gedenkt Ihr zu tun, um unseres Herzogs Angedenken die schuldige Ehre zu erweisen?"

Der Vicomte zuckte mit der Achsel. Er könne doch diese lächerliche, törichte Sache nicht noch weiter treiben. Sie sei ihm ohnehin leid genug geworden: Der Kapitän tot und der Leutnant, an dem solch strenges und rasches Gericht zu vollstrecken übrigens auch nicht gerade nötig gewesen wäre.

Der Obrist ließ ihn ausreden. Aber er bestand auf seinen Willen: „Vor versammelten Völkern, angesichts der Wappenfahne unseres Herzogs Bernhard selig wird uns Genugtuung . . ."

Turenne lachte höhnisch auf: Ob man ihn mit der Bitte zu solchem Gaukelspiel für einen Komödianten halte. Er sei Feldherr der Krone Frankreichs, stehe im Range über dem Herzog ohne Land . . .

Der Obrist von Hutten stampfte drohend mit den Stiefeln auf. „Halt, Herr Generalissimus, mit jedem weiteren Wort der Schmähung . . . Ich fordere, ich bitte nicht . . ."

Die fünf anderen Obristen nickten ernst und mit harten Gesichtern.

Der Marschall spürte, daß er zu weit gegangen war, wurde verlegen. Ob er wisse, daß er ihn in Eisen legen könnte, fuhr er den Alten an.

Der Hutten schüttelte den Kopf: „Nein . . . Und um es kurz zu machen: Wird unserm toten Herrn nicht Recht,

so ziehen binnen dreimal vierundzwanzig Stunden die deutschen Regimenter ab. Wir sind einig — und gerüstet. Es steht in des Herrn Generalissimus Belieben . . ."

So sagte er, verbeugte sich kurz und verließ mit seinen Gefährten das Zimmer.

Turenne wütete. Er versuchte zunächst, sich durch einen raschen Handstreich der deutschen Herren zu bemächtigen. Der mißlang schon im Beginnen. Dann rechnete er. Aber er wußte ohnedies, daß er die Deutschen so notwendig brauchte wie das tägliche Brot, wenn er Krieg führen wollte. Er wartete zwei Tage. Am dritten willigte er ein.

Und also erwies er am ersten Maisonntag anno 1639 den Farben des deutschen Herzogs Reverenz.

Er hat diese Demütigung nicht verwunden. Die sechs Regimenter mußten sie bitter büßen. Einer der ersten, der auf verlorenem Posten den Tod fand, war der alte Obrist Hutten. Dann fiel noch einer von den sechsen und noch einer. Reiter um Reiter, Roß um Roß büßten mit dem Leben. Die Reihen der Deutschen wurden sehr licht, bis sich endlich die drei übrigen Obristen entschlossen, die Reste ihrer Regimenter in die Heimat zu führen.

Wo bleibt das Sonnenlicht?

Eine neue Auffassung vom Weltall. — Kreislauf der Schöpfung. — Die Kondensation der kosmischen Strahlen.
Von H. Frank-Obermüller.

Die Wärmelehre, wie sie das vergangene Jahrhundert uns überliefert hat, war in ihren Schlußfolgerungen zu zwei für die Menschheit wenig tröstlichen Ergebnissen gelangt. Lehrte sie doch, daß zwar Energie sich leicht und restlos in Wärme umsetzt, daß dagegen die Umwandlung von Wärme in Bewegungsenergie nur teilweise erfolgt, was dazu führen muß, daß schließlich im gesamten Weltall die gleiche Temperatur herrscht und alle Dinge, in völliger Bewegungslosigkeit erstarrt, den gefürchteten „Wärmetod" finden.

Einsteins berühmte Relativitätstheorie gab der Frage ein anderes Gesicht. Nach ihr sind Energie, Wärme und Materie nur verschiedene Erscheinungsformen ein und desselben Begriffs, die sich eine durch die andere ausdrücken lassen; z. B. ein Gramm Materie gleich so und soviel Milliarden Kilowatt Energie. Aber diese scheinbare Lösung führte nur zu einer neuen Schwierigkeit. Denn wenn Energie und Materie dasselbe sind, dann muß beispielsweise die Sonne, die ständig für jedes Quadratzentimeter ihrer Oberfläche zehn PS in den Raum ausstrahlt, dauernd an Gewicht und damit an Masse verlieren. Dies ist auch in der Tat der Fall, und zwar hat man diesen Gewichtsverlust unseres Zentralgestirns auf eine Billion Tonnen je Sekunde berechnet. Das Gleiche gilt natürlich für alle übrigen Fixsterne. Unser Milchstraßensystem dürfte sekundlich einen der Masse unserer Erde entsprechenden Gewichtsverlust durch Strahlung erleiden!

Die Folgen dieser ungeheuren scheinbaren Energieverschwendung müssen nicht weniger trostlos sein als die sich aus der alten Wärmetheorie ergebenden, solange nicht die Möglichkeit besteht, daß diese Strahlungsenergie sich wieder in Masse, in Stoff zurückverwandeln läßt. Und offenbar verhält es sich in der Tat so. Seit wenigen Jahren kennen wir nämlich die sogenannten k o s m i s c h e n S t r a h l e n, unsichtbare Strahlen von viel stärkerer Durchdringungskraft als etwa die Röntgenstrahlen. Sie fallen von allen Seiten aus dem Weltraum auf die Erde ein.

Ihre Entdecker waren der Deutsche Kolhörster und der amerikanische Forscher Millikan, der auch über einige Eigenarten dieser neuen Strahlen die ersten Angaben zu machen wußte. Millikan fand nämlich, daß in derselben Weise, wie sich das Sonnenlicht mittels eines Prismas in sein Spektralband zerlegen läßt, so auch die kosmischen Strahlen aufgelöst werden können. Allerdings erhält man dabei kein zusammenhängendes Farbenband, sondern nur einzelne schwache Linien, z. B., um bei der Analogie mit dem Sonnenspektrum zu bleiben, einen schmalen Streifen von rotem, einen von grünem und einen dritten von violettem Licht, weiter aber nichts. Eine genaue Untersuchung dieser Streifen hat den amerikanischen Gelehrten dann zu der Überzeugung geführt, daß die kosmischen Strahlen die ersten Anfänge einer Bildung von Eisen-, Silizium-, Sauerstoff- und Heliumatomen darstellen. Andererseits wissen wir dank dem Spektroskop, daß die Sterne, wie übrigens auch unsere Erde, überwiegend aus Eisen, Silizium und Sauerstoff bestehen, wozu in geringeren Mengen noch Wasserstoff und Helium treten; eine Tatsache, die zugunsten der Millikanschen Theorie schwer ins Gewicht fällt.

Während wir nun einerseits das Licht der Sonne und der Sterne als ein Zeichen des Zerfalls von Materie in Strahlung, Licht und Wärme ansehen müssen, geben uns die unsichtbaren kosmischen Strahlen andererseits eine Vorstellung, wie aus der Strahlung wieder Materie gebildet werden kann. Der Kreislauf ist bis auf ein Glied geschlossen: Noch wissen wir nicht, w i e sich die Umwandlung der kosmischen Strahlen in Protone und Elektronen vollzieht, jene kleinsten Teilchen, aus denen sich erst wieder die Atome aufbauen.

Daß eine solche Umwandlung aber stattfindet, dürfen wir heute als so gut wie sicher annehmen, wenn auch der Vorgang im Einzelnen sich noch unserer Kenntnis entzieht. An der Tatsache selbst besteht kaum mehr ein Zweifel. Sehen wir doch, wie die Sonne dauernd ihre Masse in Strahlung umsetzt, die im Nichts des leeren Raumes verschwindet, während wir auf der anderen Seite die gewohnte Materie aus Protonen und Elektronen neu sich bilden sehen. Eine Verbindung zwischen beiden Erscheinungen m u ß bestehen, wenn wir uns für den Augenblick auch noch mit der Annahme zu bescheiden haben, daß die Verhältnisse im leeren Raum mit seiner ewigen Nacht und unvorstellbaren Kälte dieser Umbildung günstig sind und daß in ihm die Strahlung der Himmelskörper gewissermaßen zu Protonen und Elektronen kondensiert wird.

Die pessimistische Lehre vom Ende aller Dinge in Gestalt des „Wärmetodes" braucht niemanden mehr zu schrecken. Die neue Theorie sieht unser Weltall als einen ewigen Kreislauf an, in dem das einzelne ständig vergeht, um in veränderter Form wieder aufzuerstehen.



Bunte Chronik



* **Harakiri auf offener Straße.** Ein unheimlicher Vorfall wird aus der französischen Stadt Issy-les-Moulineaux gemeldet. Passanten sahen einen älteren Mann auf der Straße, der schlecht gekleidet und offenbar hungrig war, ein riesiges Messer aus der Tasche ziehen. Plötzlich stieß sich der Verzweifelte das Messer in den Bauch und brachte sich eine furchtbare Wunde bei. Es war ein richtiges Harakiri, wie es nach uralter Tradition in Japan Sitte ist. Dann griff der Mann nach einem schweren Stein und schlug sich damit an den Kopf. Die Passanten waren vom Grauen derartig gelähmt, daß sie erst nach einiger Zeit zu sich kamen und dem Mann zu Hilfe eilten. In hoffnungslosem Zustande wurde der Unglückliche in ein Krankenhaus eingeliefert. Der Lebensmüde ist ein Armenier, und soweit man erfahren konnte, hat er die schreckliche Tat an sich selbst begangen aus Kummer über den Verlust seines vor kurzem gestorbenen einzigen Sohnes.

* **Wachsendes Gußeisen.** Das Problem des Aufhaltens des Wachstums von Gußeisen glaubt die amerikanische Stahlbehandlungsgesellschaft gelöst zu haben. Gußeisen wächst, weil die chemischen Bestandteile des Eisens sich durch Hitze verändern. Es wurde festgestellt, daß Gußeisen im Laufe eines Jahres um 10 Zentimeter gewachsen ist. Jetzt soll eine Legierung von Nickel, Kupfer und Chrom gefunden worden sein, die beim Gußeisen jede Ausdehnung verhindern soll.

* **Ein weiblicher Minister von 24 Jahren.** Miß Alice Leo Grosjean, 24 Jahre alt, eine liebenswürdige junge Dame, wurde in dem Amerikanischen Staate Louisiana zum Staatssekretär ernannt. Es ist das erstemal, daß in diesem Staate ein so hoher Posten einer Frau übertragen wurde. Miß Grosjean wird ein Gehalt von rund 20 000 Mark beziehen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.